

»Ameisen halten sich sogar Sklaven. Da ist das Leben einer Biene schon schöner.«

Fortsetzung von Seite 1

Paul: Was wollen Sie? Sie werden doch wie die letzten Machos durchgefüttert, liegen die ganze Zeit in der Hängematte, machen den Lässigen. Sie fliegen dann mal raus und schauen, ob irgendwo eine Braut ist, bei der sie kräftig einen abstechen können, und das war's dann. Ihr Leben wird zwar verkürzt, weil sie danach nicht mehr gebraucht werden, aber während ihres Lebens wissen sie das ja nicht. Darin liegt ihr ganzer Sinn. Übrigens: Wann eine neue Königin entsteht, entscheidet allein das Volk. Und das tut es nur, wenn es der Meinung ist, dass das Volk eine neue Königin braucht.

C&W: Wie plebejisch! Und wann wäre das?
Paul: Wenn es spürt, dass die Königin nicht mehr genügend Legeleistung bringt. Sie legt bis zu 250.000 Eier in ihrem Leben. Das heißt, sie muss eine Samenblase haben, die ausreichend Samen hat. Nach drei, vier, fünf Jahren geht ihre Legefähigkeit allmählich zur Neige. Eine Königin kann bis zu acht Jahre alt werden, das ist aber eher unwahrscheinlich. Das Volk reagiert auch, wenn die Königin verletzt wurde oder verloren ging oder stirbt aus irgendwelchen Gründen. Oder wenn das Volk sagt: Wir haben zu wenig Platz. Wir müssen schwärmen. Dann verlässt sie mit dem flugfähigen Volk den Stock und sucht sich eine neue Bleibe.

C&W: Wann merkt das Volk, dass es Zeit wird, zu schwärmen?
Paul: Wenn nicht mehr genug Zellen da sind, in denen sie ihren Futtersaft unterbringen können. Die Königin verlässt eigentlich nur den Stock zum Hochzeitsflug, wo sie sich von mehreren Drohnen begatten lässt, die auf Sammelpätzen auf sie lauern. Sobald sie einmal Eier gelegt hat, bleibt sie drin, bis zum Schwarm oder bis zum Tod.

C&W: Was hat es denn mit dem legendären »Gelee Royale« auf sich, mit dem das Volk die Königin füttert?

Paul: Alle Ammenbienen produzieren dieses Gelee Royale aus einer speziellen Drüse. Die normalen Arbeiterinnen bekommen es nur ganz kurz am Anfang ihrer Existenz. Die Königin bekommt Gelee Royale jedoch in Höchstdosierung bis zur Verpuppung.

C&W: Kann ein Volk ohne Königin überleben?
Paul: Es würde ausgeraubt werden. Einfach dadurch, dass die Pheromone fehlten. Was das Volk zusammenhält und was ihm die Kraft gibt, das Wirgefühls im Zusammenhalt gegen Feinde, ist dieser hormonelle Drüsenstoff und nicht etwa eine gemeinsame Ideologie.

C&W: Es gibt Sommerbienen und Winterbienen. Worin unterscheiden sie sich?

Paul: Die Sommerbienen haben eine kürzere Lebenszeit, sind ganz anders biologisch zusammengesetzt, haben die Kraft mit affenartiger Geschwindigkeit zum einen zu bauen, und auch zu versorgen. Die ganze Innenzeit ist länger, und sie sind Sammlerinnen ohne Ende. Fliegen tun sie auch ganz anders.

C&W: Gibt es Phasen, in denen sich Winterbienen und Sommerbienen begegnen?

Paul: Ja. Im Frühjahr gibt es Noch-Winterbienen und Schon-Sommerbienen.

C&W: Und haben sie sich was zu sagen?

Paul: Höchstens, dass die Sommerbiene zur Winterbiene sagt: »Hast du gut gemacht, aber bald ist deine Zeit vorbei.«

C&W: Woran erkennen Sie gestresste Bienen?

Paul: Sie werden unruhig. Schwüles Wetter lieben sie gar nicht. Man hört das in einem Bienenvolk, wenn es aufgebracht ist. Und man sieht es. Meine Bienen, so sagt man mir nach, sind meist knutschfähig. Fachjargon: Sie sind wabenstet. Das ist auch eines der Zuchtziele der Imkerei, dass sie ganz gemütlich die Waben entlanglaufen.

C&W: Für die Resilienz der Biene sorgt also der Imker?

Paul: Wenn ich ein ruppiges oder schlimmer noch, ein stichiges Volk habe, tausche ich die Königin aus. Ich sage nicht, ich muss das Volk zähmen. Ich setze dann eine Königin zu, von der ich weiß, sie kommt aus einem Volk, das ganz easy ist. Das heißt, auch deren Nachkommen werden ganz easy sein.

C&W: Wie erkennen Sie, ob das eine Easy-Königin ist?

Paul: Ich erkenne es an der Königin selbst nicht direkt. Obwohl es hoppelige Königinnen gibt. Vor allem junge Königinnen sind oft noch ein bisschen flatterig. Ältere Königinnen beherrschen in der Regel ihren Job. An den Nachkommen erkennt man schon mehr. Auch ob eine Königin ein stichiges Volk hat oder nicht.

DIE SINN INTERVIEWS

Jede Woche interviewen wir unter der Leitfrage »Wofür leben wir?« eine andere Persönlichkeit. Etwa die »Tageschau«-Moderatorin Judith Rakers, den Schauspieler Christian Ulmen oder den Grünen-Politiker Jürgen Trittin.

C&W: Da entscheiden nun die Bienen selbst darüber, ob sie ihre Königin loswerden wollen. Und jetzt kommen Sie als Imker daher und reißen die Queen aus ihrer Mitte. Nehmen die das einfach so hin?

Paul: Die neue Königin würden sie sofort abstechen. Der Imker muss ihnen Zeit geben, sich an sie zu gewöhnen. Er tut die Königin in einen gezuckerten Käfig, den lässt er erst mal geschlossen und schaut, ob die Bienen sie annehmen. Gut ist, sie eine Weile auch ohne Königin zu lassen. Nach etwa zwei Stunden werden sie ganz unruhig und sagen: »Oh, wir haben ja gar keine Königin!« Die Aufregung hört man auch am Stachel durch die Käfigstäbe fahren. Königinnen reinzusetzen ist nicht einfach.

C&W: Wenn jetzt aber schon eine junge Königin im Stock war, die dem Volk viel vertrauter ist?

Paul: Dann versuchen sie, die implantierte Königin im Käfig abzustechen. Man kann richtig verfolgen, wie sie mit ihrem Stachel durch die Käfigstäbe fahren. Königinnen reinzusetzen ist nicht einfach.

C&W: Haben denn die veränderten Umwelteinflüsse Auswirkungen auf das Bienenleben?



Der Imker überprüft das Brutnest, um zu sehen, ob mit der Königin alles in Ordnung ist.

Foto: privat (2), Rechts: Oktavian/Unsplash, Jens Schulte

Paul: Glücklicherweise stehen meine Bienenkästen auf dem Gelände der Berliner Wasserschutzpolizei, da haben die Linden nasse Füße. Es ist ja schön, wenn ein Baum blüht. Aber das bedeutet nicht, dass er auch Nektar hat. Dass die Bodenfeuchtigkeit fehlt, merkt man enorm. Die Blütezeiten sind zudem kürzer und früher, der phänologische Kalender wird dadurch vollständig verschoben.

C&W: Was entsteht denn für ein Schaden, wenn alles früher blüht?

Paul: Unsere Bienen brüten im Winter nicht. Im Januar oder Februar fangen sie ein wenig damit an. Im März geht es dann aber erst so richtig los. Wenn die Obstblüte ganz früh kommt, gibt es noch nicht genügend Bienen zum Bestäuben. Ein Sommervolk besteht aus etwa 60.000 Bienen, ein Wintervolk dagegen nur aus 20.000.

C&W: Aristoteles und Platon schwärmten von den Tugenden der Honigbiene: Sie sei ein Zoon politikon – also ein gesellschaftsfähiges Wesen und dazu noch ein Tier, das zu wirtschaften versteht. Später galt sie als Ideal eines absolutistischen Staates mit einem freundlichen Herrscher und seinen betriebsamen Untertanen ...

Paul: Die Analogie war spätestens ab absurdum geführt, als das Lichtmikroskop erfunden war. Bis dahin ging man davon aus, dass dem Bienenvolk nicht eine fertige Königin, sondern ein König vorsteht. Erst im 17. Jahrhundert entdeckte die Forschung allmählich, dass die Königin und die Arbeiterinnen weiblich und die Drohnen männlich sind. Damit stand das patriarchale Herrschaftsmodell, das seit der Antike den Bienenstaat als ein Ideal verstand, vor einer Sinnkrise. Ein exzellent funktionierendes Matriarchat war im männlichen Schöpfungsplan nicht vorgesehen. Wenn man sich mit der kulturellen Aufladung dieser Bienenvorstellung beschäftigt, stößt man auf interessante Dinge.

C&W: Zum Beispiel?

Paul: In Deutschland heißt der Bienenbestand: Volk. In den englischsprachigen Ländern: Kolonie. Und in Italien: la famiglia, die Familie. Dort kreist alles um la mama, während der innere Zusammenhalt der Deutschen sich stets über den Volksbegriff definierte. Und die Kolonien Britan-

niens in der Bienenwelt kommen auch nicht von ungefähr: ein ertragreiches Geschäft, dessen Ziel die Ausbeutung von Erträgen ist.

C&W: Was unterscheidet denn das Bienenvolk von einem Ameisenstaat?

Paul: Die Ameisen haben eine noch größere Vielfalt, was die Differenzierung der verschiedenen Aufgaben angeht. Wir sprechen hier ja von den Honigbienen, was ohnehin eine eingeschränkte Spezies ist. Die Vielfalt an staatenbildenden Strukturen ist größer bei den Ameisen. Sie halten sich sogar Sklaven. Da ist das Leben einer Biene schon schöner.

C&W: Inwiefern?

Paul: Allein, was sie beim Sammeln so alles erleben dürfen. Welche wunderbaren Düfte ihnen begegnen, was sie auch für Eindrücke sammeln können! Ein vielfältiges Leben. Es gibt aber auch Sammelbienen, die sind am Ende der Sammlungszeit, kurz bevor sie sterben, blank geputzt vom vielen Fliegen: keine Haare mehr am Körper, abgewetzter Rücken. Das sind die Steher. Denen würde ich eigentlich von Herzen einen Ruhestand gönnen. Aber stattdessen werden sie irgendwann von Meisen gefressen. Das tut mir jedes Mal leid.

C&W: Stichwort Feinde – warum tragen Imker weiße Kleidung?

Paul: Die Angst vor dunklen Tieren ist genetisch eingeschrieben. Bienen fliehen lieber, als dass sie stechen. Beim ersten Stich verlieren sie ihren Stachel und sterben daran. Bienen wissen, wenn sie aufhören müssen mit dem Angriff und sie den geordneten Rückzug antreten müssen. Sie wissen, wenn sie jetzt nicht aufpassen, gibt es nicht mehr genug Bienen, die über Gift im Stachel verfügen. Nur Wächter und Flugbienen haben ja einen Stachel.

C&W: In gewisser Weise sind Sie ja auch ein Honigdieb. Was unterscheidet Sie von einem Bären?

Paul: Zwei Dinge. Der Bär geht rein, nur um den Honig zu klauen. Er schert sich nicht darum, ob er dabei die Waben zerstört. Ich aber will das Volk haben, als einen dauerhaften Honigproduzenten. In früheren Zeiten wäre ich auch auf das Wachs aus gewesen, das war einst ein wichtiges Produkt und von großer Bedeutung in der Geschichte der Bienenzucht.



Der Jurist Christoph Paul, 72, arbeitet, wenn er nicht gerade seine Bienen betreut, als Rechtsanwalt, Mediator und Notar in Berlin. Er ist zudem Obmann für Rechtsfragen beim örtlichen Imkerverband.

Einfach etwas machen!

Jetzt noch das Fischsterben. Häufen sich die schlechten Ereignisse, werden die apokalyptischen Vielredner und -schreiber umso aktiver. Verehren sollte man jene, die etwas tun

VON PETRA BAHR

Gestern schrieb jemand, er käme nur dann in die Christvesper, wenn die Maskenpflicht in den Kirchen endlich dauerhaft aufgehoben würde. Ich weiß, die Dominosteine und die Weihnachtsmänner stehen bald wieder in den Supermärkten, aber es sind noch Sommerferien.

Das, was da aus der Feder eines sehr vorausschauenden Menschen zu kommen scheint, ist auch nur die Wiederauflage von Argumenten. Wenn man es sehr gut mit dem Schreiber meint. Die Menschenwürde, die Freiheit, das mangelnde Gottvertrauen und, und, und. Kurz dachte ich deshalb, ich hätte mich im Eingangsjahr geirrt. Dabei war es auch nur ein beliebiger Tag in einer gefühlten Endlosschleife im 21. Jahr der Pandemie. 21? Es kommt selbstverständlich erst der dritte Herbst mit Seuche, aber ein Freund meinte neulich, ein Jahr Pandemie fühle sich an wie ein Hundejahr, also mal 7. Besser hätte er mein Gefühl nicht auf den Punkt bringen können.

Die Debatten: festgefahren. Der Unterton noch undundlicher, schon im Einstieg aggressiv, dabei scheinen sich die Positionen so verhärtet oder auch nur eingübt zu haben, dass man mit einem »Hm, so habe ich das noch gar nicht gesehen. Ich denke noch mal nach ...« eine mittelschwere Irritation auslösen würde. Rollenprosa einer Katastrophe, die nicht endet. Alles schon da gewesen, aber die Müdigkeit und der Ärger, den man gegenüber der Weltlage spürt, muss raus. Zur Pandemie ist ein Krieg gekommen, und die Klimakatastrophen kennt man nicht mehr nur aus dem Fernsehen. Vielleicht liegt es an der Hitze, aber meine Lust zum Argument schmilzt wie die Schokoladenmänner, die jahreszeitenübergreifend verloren in den Läden stehen.

Alles wie gehabt, und es dreht sich im Kreis. Ich konzentriere mich in diesen Tagen auf die, die sich angesichts des dreifach apokalyptischen Ganzen, falls es diese Multiplikation überhaupt gibt, auf die Details konzentrieren und einfach was MACHEN. Eine Gemeinde baut ein Solarpanel auf ihre Kirche. Sie ist sehr alt, ein Kleinod, das in der Mitte des Dorfes die Verbindung schafft, auch zu denen, die schon lange nicht mehr leben.

»Das Alte unberührt zu erhalten ist kein Selbstzweck«, sagt eine Kirchenälteste. »Es muss den Menschen dienen.« Und alle helfen mit. Vor allem die Handwerker. Die Gaskrise werden sie so nicht beenden. »Aber in unseren Köpfen passiert was.« Ich bewundere all diejenigen, die jetzt tote Fische aus der Oder holen, riesige, stinkende silbrige Massen, die im Gift verendet sind. Das Ökosystem des Flusses werden sie so nicht retten. Man hört sie förmlich, die Stimmen der Zuschauer vom Rand.

Sie tun es trotzdem. Ich bewundere den Ingenieur, dem es gelungen ist, im Pflegeheim seiner Mutter eine Kühlung zu etablieren, die es den Hochbetagten etwas leichter macht, durch die Hitze zu kommen, und die Lehrerin, die in ihrem Wohnzimmer Kindern aus der Ukraine hilft, den Einstieg in die Schule zu finden. Da sind die, die meine, unsere Aufmerksamkeit verdienen, die, die sich nicht abfinden, die nicht zusehen, die nicht kapitulieren, die ihre

Wut und ihre Ohnmacht nicht an anderen auslassen. Sie verwandeln diese Energie in etwas Gutes – und müssen oft genug bürokratische Hürden überspringen, als wäre dieses Maß an Gestaltungslust bedrohlicher, als nichts zu tun.

Sie haben oft keine Zeit für Briefe, weder für offene noch für geschlossene, sie drehen sich nicht im Kreis, sondern am Rad der Geschichte, am kleinsten vielleicht nur oder am mittelgroßen. Aber sie wollen nicht die Zuschauer ihrer eigenen Zeit sein, die sie im Grunde schon aufgegeben haben. Sie wollen ein Teil bleiben und schaffen so Verbindungen, wo kluge Leute von der Erosion des Zusammenhalts reden.

Die Dinge zu ändern, die man ändern kann, und die Dinge hinnehmen, die ändern zu wollen nicht nur vergeblich, sondern überheblich ist: Das ist eine Geisteshaltung, die mich zunehmend anzieht.

In einer kleinen Kapelle treffen sich seit dem Krieg gegen die Ukraine jeden Morgen ein paar Menschen, Gläubige und nicht ganz so Fromme. Sie zünden eine Kerze für die Opfer an, die Ermordeten und Verschleppten und Vertriebenen, sprechen ein Gebet und lesen einen Psalm. »Man muss schließlich was tun, sonst wird man verrückt. Also tun wir, was wir können.« Diese Haltung verehere ich. Sie ist eine Firewall gegen den Zynismus.



Petra Bahr, 56, ist Regionalbischöfin der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers und Mitglied des Deutschen Ethikrats. Sie schreibt seit 2011 für Christ&Welt Kolumnen und Essays. Im wöchentlichen Wechsel mit Andreas Öhler betrachtet sie aktuelle Ereignisse und Alltagsphänomene.